

## Taschenbücher.

### 12) Oesterreichischer Novellen-Almanach.

Herausgegeben von Andreas Schumacher.  
Wien, Lauer und Sohn. 1842. (8. 400 Seiten.)

Wir lasen in einer unserer belletristischen Zeitschriften bei Gelegenheit dieses Almanachs, nur die kurze Kritik, daß er nichts als unbekannte Namen enthalte. Heißt das urtheilen. Und war das Factum wahr, was es offenbar nicht ist, müßte dieß nicht um so mehr veranlassen zu prüfen, ob nicht ein noch ungekanntes bedeutendes Talent hier zuerst sich zeige, um es hervorzuheben und zu ermuntern? Aber leider jagt unsere Aufmerksamkeit in der Regel nur einigen mit Recht oder Unrecht gefeierten Namen nach und erhebt diese abermals und stets wieder, ohne den erst vorstrebenden Kräften die gebührende Aufmerksamkeit zuzuwenden. Befände sich aber in dem vorliegenden Almanach nur das einzige Characterbild Abbias, so würden wir schon sagen: „Aufgemerkt, hier ist eine Perle!“ Der Verfasser des Abbias, Adalbert Stifter, ist uns nur noch selten vorgekommen, aber hier hat er ein tiefestes Gemälde vor uns ausgebreitet, das in jeder Beziehung ihn als einen Meister bezeichnet, der selbst schaffend seinem Werke das eigenthümliche Gepräge verleiht, welches der Stempel des wahren Dichters ist. Es weht in dem Ganzen ein Hauch der Wüste und Einsamkeit und doch auch wieder so etwas sanft Beruhigendes, daß wir uns bald in den Trümmern der Römerstadt am Atlas, bald in dem unfruchtbar vermeinten Thale Tyrus einheimisch fühlen. Möge der Dichter uns bald wieder mit einer eben so gelungenen Dichtung erfreuen. Doch neben ihm stehen acht andere Mitarbeiter, deren wir ebenfalls zu gedenken haben. Der „Schacht auf der Erzweise,“ Novelle von F. W. Arming, giebt uns eine Sage aus der glänzenden Zeit von Hofgastein, bei anziehenden Dertlichkeiten. Azzo Bisconti ist der Gegenstand der Novelle von R. Kalisch, „der Thronerbe,“ und sein Characterbild trefflich entworfen. Ein Bild aus dem Volksleben der südwestlichen Deutschböhmern, stellt Joseph Rang in seiner Novelle, „das Kirchweihfest,“ mit Wahrheit und angemessener Einfachheit auf. Mathilde Feldern-Rolf, als brave

Erzählerin hinreichend bekannt, verläugnet sich in der Novelle „Walthar Benzels Wid“ nicht, welche den Kronenkampf Rudolph's und Ottokar's zum historischen Hintergrunde hat. Nicht im wohlthuendsten Bilde läßt uns J. Pfundheller Matthias Corvinus in seiner historischen Novelle, „Jaroslav Boskowitz“ erblicken, um so gediegener tritt dagegen der wilde Horvath Gideon auf, eine eben so treffliche, als neue Gestalt. Zu dieser Novelle gehört der gelungene Stahlstich: Agnes v. Ebersdorf, darstellend. Der Herausgeber steuerte eine Skizze aus dem Leben, „die Leiden eines Modernen,“ bei, wo wir wohl wissen möchten, was daran Dichtung, was Wahrheit sey. Interesse gewährt die Skizze genug. An das Gestade des schönen Gmundnersees führen uns die „Heimkehrenden,“ von Alex Jul. Schindler und in der Figur des jüdischen Barons Benjamin Hirschberger stellt der Verfasser einen höchst belustigenden und trefflich gehaltenen Character auf. Den Beschluß macht eine österreichische Volks Sage von Alex Baumann: „Die übergossene Alpe.“

Th. Hell.

### Don Carlos, Prätendent von Spanien.

Historisch-romantisches Lebensgemälde von H. E. R. Belani. Drei Theile. Leipzig, Verlag von August Taubert, 1842. (XVI und 311, 306 und 348 Seiten.)

Don Carlos, Prätendent von Spanien, gehört ohnstreitig zu den interessantesten Erscheinungen unter unseren Zeitgenossen. „Die liberale Partei, oder die des Fortschrittes (?)“ hat sich daran gewöhnt, ihn als einen finstern, mönchisch-frömmelnden, unentschlossenen, geist- und herzlosen und blutdürstigen Feind jeder Aufklärung zu verschreien, und der Romandichter, der ihn so geschildert hätte, als den obligaten Bösewicht seiner Geschichte, würde mit dem Beifall der liberalen Menge leichtes Spiel gehabt haben; auf der anderen Seite erhoben ihn die Legitimisten und die Anhänger des historischen Rechtes, der Aristokratie und apostolischen Partei bis in den Himmel. Ihnen war er nicht Prätendent, sondern König von Rechtswegen, unter dem Namen Carl V. — er war ihnen die heilige Driflamme der alten geheiligten

Vorrechte — der Märtyrer der Revolution, das unglückliche Opfer einer unbegreiflichen Politik — — und damit Jenen ein Teufel, diesen ein Gott.“ — So etwa spricht der geschätzte Verfasser in der Vorrede, und er hat Recht. Eine spätere Zeit wird über Don Carlos richten. Er war nur Mensch, aber, was sehr zu seinen Gunsten spricht, ein in seinen heiligsten Rechten beleidigter und gekränkter Mensch, der, statt auf den Höhen des Thrones zu wandeln, sein Leben hinter Kerkermauern verbringt, und dem statt Glanz und Hoheit, Armuth und Elend wurde!

Es ließe sich wohl Manches über Erden- und Menschenschicksale sagen, wenn dazu Zeit und — hier der Ort wäre, doch denkt man unwillkürlich daran, wenn man Belani's „Don Carlos“ vor sich liegen sieht. Darum verschob auch Referent den Bericht über dieses Buch, und erst jetzt kommt er seinen Verpflichtungen nach.

Einen Roman kann man Belani's Werk nicht nennen, und der Verfasser bezeichnet es selbst nicht als solchen, sondern er nennt es ein historisch-romantisches Lebensgemälde, und das mit vollem Rechte. Nicht leicht kann es Verhältnisse und Begebenheiten geben, welche das Interesse des Lesers so ungetheilt in Anspruch nehmen, als die hier dem Auge desselben vorgeführten. Seitdem im März 1830 der verstorbene König Ferdinand VII. die salische Erbfolgeordnung aufhob, seitdem ward es in Spanien nicht ruhig. Der Kampf trat an die Stelle des Friedens. Spanien's beste Söhne bekämpften sich auf's Aeußerste und zerfleischten sich gegenseitig; theils endeten sie auf dem Schlachtfelde, theils verkümmern sie in der Verbannung; wenigen wurde ein günstiges Loos. Das Land wurde verwüstet und verheert, und stellenweis noch öder als zuvor; der Wohlstand seiner Bewohner wurde untergraben und vernichtet, viele Familienbände wurden locker und zerrissen; mit bleierner Schwere drückte das Elend einzelne und ganze Geschlechter zu Boden. Spanien's Ruin trat immer deutlicher hervor, und wohl lange noch wird es dauern, ehe die so tief geschlagenen Wunden des Bürgerkrieges vernarben. Lebensvoll sind diese Gemälde, die uns Belani aus diesen an Romantik und Elend so reichen Zeiten mit sicherer Hand entwirft. Eine neuere Geschichte Spanien's tritt aus diesen Blättern entgegen; die Geschichte geht mit der Dichtung Hand in Hand. Letztere verschönt oft, wo die rauhe Wirklichkeit zu sehr in's Leben eingreift, als daß ihre Betrachtung fesseln könnte. So z. B. bei den Schlachtszenen. Der Charakteristik der Hauptführer beider Parteien gab sich der Verfasser mit Liebe hin; so er-

scheint z. B. der größte Feldherr der neuern Zeit, der unsterbliche Zumala-Carregui, im schönsten und würdigsten Lichte. Auch dem über Gebühr geschmähten Cabrera läßt er alle Gerechtigkeit wiederfahren. Mit besonderer Vorliebe jedoch schildert er auch Don Carlos und den ihn auf seinen vielen Zügen so oft begleitenden August de Saint Sylvania, späteren Baron de Los Balles. Und so wäre noch mancher zu nennen, dessen Abbild der Verfasser dem Leser zu geben versucht. Schade, daß die Correctur der Eigennamen dem sonst prachtvoll ausgestatteten Werke nicht ganz entspricht; denn fremdartig und störend wirkt das öftere Vorkommen von Namen wie Morato statt Maroto, Eugia statt Eguia etc. Doch das verdient kaum der Erwähnung bei einem Werke, durch welches der Verfasser unsere deutsche Original-Unterhaltungsliteratur so wesentlich bereicherte, und wofür er des Dankes vieler Leser gewiß seyn kann.

Wladimir.

**Der Zug nach Moskau und die Schicksalsmähr.** Heldengedicht von R. G. E. Weber. Bunzlau, 1842, in Appun's Buchhandlung.

Bekanntlich würdigte der Materialismus unserer Tage lieber das Götterkind Poesie zu einer fortwährenden Sclaventhätigkeit am Heerde der Cyclopen herab. Ohne sich umschauen zu dürfen nach Erde und Himmel und dem reichen Stoffe, den diese ihrem Schöpfungstrieb zu geistiger Verherrlichung darbieten, müßte die Poesie lange gar nichts thun, als Schwerter und Spieße hämmern und schleifen. An umfangreiche Dichtungswerke, die Griechenland und Rom und späterhin hauptsächlich mehreren südlichen Ländern Europa's einen ewigen Ruhm erwarben, trachtet die jegige materialistische Tyrannei, jeden Gedanken in dem zarten Sprößlinge der Götter auszurotten. Um so erfreulicher ist es daher, wenn mitten aus einem wahrhaft eisernen Zeitalter einmal wieder ein Werk von längerem Athem austauchet, dessen äußere Form einige Verwandtschaft mit den geistigen Kleinoden beurkundet, welche namentlich Tasso, Ariost und Camoens uns lieferten. Das vorliegende Buch nennt sich auch ein „Heldengedicht“ und es ist in der That ein solches, insofern es den Glanz des unsterblichsten Helden der letzten Jahrhunderte andeutet und die Namen vieler anderen mehr oder weniger wirklichen Heroen gelegentlich mit ausspricht. Ein Gedicht, wie wir deren den genannten Meistern verdanken, worin die Größe und Eigenthümlichkeit der abgespiegelten Helden durch deren Handlungen sich darthut, darf man allerdings in Weber's „Zuge

nach Moskau" nicht erwarten. Der Zweck dieser Dichtung beschränkt sich darauf, die ewig denkwürdigen Ereignisse des Jahres 1812 in poetischer Form zu schildern und dabei lehrreiche Winke zu geben, wie die unverantwortlichen Sünden des großen Napoleon zu einer Fluth wurden, in der ein gerechtes Schicksal ihn den Untergang finden ließ. Durch das Wassengeräusch welches dem geschilderten Gegenstande sich einmischt, könnte das Gedicht sogar den materiellen Sympathien der Gegenwart würdig und zeitgemäß erscheinen. Schwimmen auch die meisten Haupt- und Nebenfiguren meist so verhüllt von dem gewaltigen Wogensturme dahin, daß wir ihren speciellen Einfluß auf deren Gestaltung kaum gewahr werden, so nehmen doch die Effecte im Allgemeinen durch imponirende Größe unsere Aufmerksamkeit fast unablässig in Anspruch.

Der Vortrag verdient im Ganzen alles Lob. Die der deutschen Sprache etwas schwierig zu handhabenden ottave rime sind größtentheils leicht und geschmeidig, auch nicht arm an Erhabenheit und Wohlklang. Damit sey jedoch keineswegs behauptet, daß der, jeder Stanze zukommende dreifache Reim nicht gar manches leidige Flickwort und manche Schwäche und Mattherzigkeit hervorgerufen habe. Eben so wenig könnte man sagen, die Bestrebungen der Poesie, die Prosa daraus ganz zu verdrängen, wären überall gelungen. Noch weniger aber dürfte man wohl auch einen so vollständigen Sieg über diese, in einem erzählenden deutschen Gedichte von solchem Umfange verlangen, da sogar den, durch das Weiche und Biegsame ihres Idioms vor den Deutschen so sehr begünstigten Tasso und Ariost, manche Wendung und Stelle entschlüpfte, welchen der Ausdruck und die Eigenthümlichkeiten der Poesie ebenfalls durchaus nicht nachzurühmen seyn möchten.

So hat z. B. schon Deutschland Namen, die sich gewaltig gegen Rhythmus und Wohlklang auflehnen. Im fünften Gesange Vers 14 ist das der Fall mit dem Namen Winzingerode. Der Dichter scheint auch in seinem Unmuth über das sich so unmelodisch weit in den Vers hineinstreckende Wort einen Fehler gegen die Richtigkeit des Ausdruckes begangen zu haben, was ihm vielleicht im ganzen Gedichte nicht wieder begegnet ist. Er sagt dort nämlich:

Winzingerode wird mit fortgerissen  
Und muß das Gut verlorn' er Freiheit missen.

Daß aber die verlorene Freiheit ein Gut sey, hat er sicher nicht sagen wollen.

Doch das Mangelhafte einer solchen Dichtung pflegt dem Leser seltener zu entgehen, als deren Vorzüge, daher lieber einige Worte über diese. — Unter andern ist das Gemälde vom Brande Moskau's im zweiten Gesange sehr gelungen und so tieführend und erschütternd, wie im sechsten die Schilderung des in den Schrecknissen des früheingetretenen, nordischen Winters auf dem Rückzuge zum Theil erliegenden Heeres. Ferner sind im siebenten Gesange die namenlosen Schauer beim Untergange der Krieger in der Beresina mit großer Kraft aufgefaßt und wiedergegeben. Ueberhaupt ist der sie-

bente Gesang besonders ausgezeichnet durch poetisches Verdienst.

Das übrigens auch im Aeußeren recht anständig ausgestattete Werk wird empfänglichen Gemüthern gewiß schon darum willkommen seyn, weil es eine bereits vom Staubwirbel neueren Erlebens so ziemlich verschlungene große Zeitperiode, gleich einem anziehenden Panorama wieder in scharfen Umrissen uns vor die Augen zu führen strebt.

A. Friedrich.

**Der Kampf um Tyrol.** („Friedrich der Treue, Herzog von Tyrol," historisches Schauspiel in 5 Aufzügen. 176 Seiten und „Oswald von Wolkenstein," historisches Schauspiel in 4 Acten, 180 S.) Von Eduard Silesius. Bei Appun in Bunzlau. 1842.

Referent bekennt im Vorhinein, diesen in 2 historische Gemälde zerfallenden „Kampf um Tyrol" mit vielem Antheile gelesen zu haben. Der als Lyriker, Novellist, Dramatiker, und wie wir aus den Blättern der „Abend-Zeitung" h. J. ersehen haben, auch als philosophischer Denker wackere, und in ersteren Eigenschaften nicht erst seit gestern vortheilhaft bekannte Dichter, hat in seiner vorliegenden Arbeit ein eben so anschauliches, als dramatisches, und somit auch poetisches Bild von Zuständen geliefert, wie sie die Geschichte wohl auf jedem ihrer Blätter zum Gedächtnisse der spätesten Enkel aufbewahrt, wie nicht aber jeder Poet Begabung und Beruf genug in sich fühlen und tragen mag sie in ihrer tief charakteristischen Eigenthümlichkeit aufzufassen und poetisch zu gestalten. Wäre dieß nicht der Fall, so zählte wohl unsere Literatur weit weniger Romane im gewöhnlichen Sinne des Wortes, oder kalte, von diplomatisch abzirkelnder Hand in's Leben gerufene, sogenannte „politische Dramen," die in der Bühnenliteratur eine Art stehender Rubrik bilden zu wollen scheinen. Andererseits vernimmt man die so häufige Klage über den Mangel eines volksthümlichen und nationalen, aus geschichtlichem Kerne frisch und lebenskräftig sich entwickelnden und herausspießenden Dramas; hier nun wäre ungefähr eines von der geforderten Art, ein anderes „Bauern-, freilich aber auch zugleich Fürsten- und Herrenspiel" in Tyrol. Schade nur, daß wir ihm gewissermaßen auf einem retrograden Wege, d. h. früher in einem Buche, denn, zum Leben gestaltet, auf der Bühne begegnen, die doch nur das eigentliche Feld für dramatische Popularität. Schon dadurch hat diese dramatische Schöpfung vor vielen anderen ihres Genres etwas voraus, daß sie so objectiv, ich möchte sagen malerisch-objectiv, gehalten ist; man sieht es ihr an, daß der Dichter aus subjectiv-inniger Bekanntschaft mit dem Localcharacter schöpfte, daß er sich in letzteren — wie Spindler in seinem letzten Romane — dichterisch hineingelebt. So ist Tyrol, so sind Tyroler, und da dieß Ländchen und Völkchen bis auf den heutigen Tag Original geblieben, so war es um so eher möglich, die historische Physiognomie getreu zu portraituren. Obgleich nur der Geschichte eines kleinen

Landes entnommen, so hängt doch der Stoff dieses Dramas, besonders der erste Theil, durch die Bedeutung der Zeit und des Ortes mit der Geschichte Deutschland's zusammen, und bildet in letzterer eine eben so interessante als charakteristische Episode. Der Dichter hat sich nämlich die denkwürdige Epoche von Gosnig, den Zwiespalt Kaiser Sigismund's mit Papst Johann XXIII., die Flucht des Letzteren aus Gosnig, durch Vermittelung des Tyroler Herzogs, Friedrich des „Getreuen,“ aber auch „mit der leeren Tasche“ zugenannt, hierauf Bann und Flucht des Letzteren, und den anarchischen Zustand Tyrol's, später aber, nach Friedrich's Rückkehr, das Strafgericht gegen den vermeintlichen reichen rebellischen in der That aber zur verzweifeltsten Ab- und Gegenwehr getriebenen Adel zum Vorwurfe gewählt. Er hat die Gelegenheit zur Entfaltung einer reichen dramatischen Handlung, besonders aber zur interessanten Character-schilderung tüchtig zur Hand genommen, überhaupt ist die anschauliche Darstellung eines von Bruderzwist und Parteiung zerrissenen Landes sehr wohl gelungen. Die Herzöge Friedrich und Ernst, die Ritter Wolkenstein, Starkenburg, Schlandersberg, Müllinen und Truchseß Dießenhofen, Bürgermeister Hochgeschorn, der Hofnerbauer, und unter den weiblichen Figuren besonders das muthige Tyrolermädchen Notburga, sind ebenso lebendige als lebenswahre Charactere. Natürlich ist Herzog Friedrich der Hauptheld des Dramas, im hehren und eigentlichen Sinne aber Oswald von Wolkenstein, vorzüglich im zweiten Theile. Diesen Character hat der Dichter mit sichtlichem Liebe gezeichnet, und darum ist er auch so gelungen, denn nur der wahre Poet vermag den Dichter so hinzustellen, wie er leibt und lebt, trägt und wirkt, und rings um sich das Leben verklärt. Oswald v. Wolkenstein ist der Repräsentant des felsenechten, gottgläubigen, für Recht, Fürst und Vaterland begeisterten Muthes, ein eben so echt-ritterlicher Sänger, als Kämpfer und Dulder. So wird er auch Retter des Vaterlandes. Ihn unmittelbar als Sänger zu zeigen, dazu war weder Ort noch Gelegenheit vorhanden, dafür hat sich aber der Dichter die Aufgabe gestellt, ihn als Weisen, als wahrhaft ritterlichen, in Wort und That christlich-mannhaften, also erhabenen Character im Leben darzustellen, einen Patrioten in schönster Bedeutung des Wortes, einen Patrioten, dessen Ideal das Vaterland und der, erhaben über alle Einseitigkeit, nicht stand auf „der Sinne der Partei.“ Doch dieß werden uns manche moderne Poeten durchaus nicht gelten lassen wollen. — In die durch Wolkenstein auf eine so schöne Weise herbeigeführte Versöhnung zwischen den streitenden Herzogsbrüdern hat der Dichter gewissermaßen eine Apotheose

der Macht des hehr begeisterten und durch den Mund der Poesie gleichsam wie durch den Mund Gottes redenden Genies gelegt. Dadurch schließt der 1. Th. des Dramas auf eine glorreiche Weise. Die Scenerie ist ungemein anschaulich, natürlich entwickelt und häufig sogar von wahrhaft malerischer Wirkung. Einzelne Momente sind ungemein gelungen und schön, wie (1. Th. 3. A.) Herzog's Friedrich's Bewerbung um Notburga, das schlichte Tyrolermädchen; das Bauernspiel in Landeck (1. Th. 4. A.) mit wahrhaft niederländischem Pinsel gemalt; dann die Scene zwischen Herzog Friedrich und seiner Gemahlin Anna, am Morgen ihres Wiegenfestes (2. Th. 1. Sc. 3. Act), ferner die Abschiedscene auf Schloß Wolkenstein (1. Th. 2. Act) und die Schlussscene des 2. Theils. Obgleich vortrefflich gezeichnet und in psychologischer Hinsicht vielleicht ganz tabellos, ist doch die Schreckensscene auf Schloß Greifenstein (Hochgeschorn wird vom Erker in den schauerhaften Abgrund herabgeschleudert) zu drastisch, wenigstens für die Darstellung, der Eindruck wäre ein zu peinlicher. — Die Sprache ist warm, gefühl- und ausdrucksvoll, edel und kräftig, hie und da, wo es passend, sogar biederb, hingegen aber auch in vielen Stellen bis zur Begeisterung hinanpotenzirt. Unverkennbar ist sie einem reichen und frischen Dichtergemüthe entströmt. Klingen auch die enthusiastischen Apostrophen an das Haus Oesterreich-Habsburg zuweilen beinahe wie ein beabsichtigter Panegyrikus, so darf man doch, erinnert man sich an die weltbekannte, durch die neuere Geschichte so auffallend bestätigte Anhänglichkeit Tyrols an das angestammte Herrscherhaus, darüber dem Dichter keinen Vorwurf, wie über eine etwa prämeditirte Huldigung machen, welche letztere in einem Drama natürlich übel angebracht wäre. Etwas zu überschwänglich und phrasenreich lassen sich mitunter die Expectorationen des Volkes vernehmen, eben so dürfte die, besonders im 1. Th. etwas zu häufige Anwendung der Sprich- oder vielmehr Gewohnheitsworte: „Gott helf!“ oder: „So wahr mir Gott!“ im Munde Wolkenstein's und Friedrich's einigermaßen störend seyn, doch beirrt es nicht den Genuß des Ganzen, bei dessen Lesung ich unwillkürlich an Goethe's „Götz“ und Schiller's „Wilhelm Tell“ gedachte. Man erschrecke nicht über diese zufällige Quasi-Parallele; die Aehnlichkeit liegt in der Wahrheit, Frische und Poesie des Ganzen. — Wäre unsere Zeit nicht die tendenzsüchtige, die sie ist, und fände sie genügendes Behagen an einem kräftigen und markigen Stücke Geschichte, welcher Periode immer, wofern nur das Echte menschliche nicht fehlt, so dürfte keine Bühne Anstand nehmen, Piecen wie diese dem deutschen Publikum vorzuführen. — Die Ausstattung des Buches ist anständig und correct.

B.

### Druckfehler.

Der Verfasser der Uebersetzung der Cobier'schen Martin Baz-Inseln Nr. 93 heißt nicht „Gaine,“ sondern Heine.